



Eure königliche Hoheit, bemerkte ich, haben bereits angefangen Ihre bevorstehenden Regierungsjubiläum die ersten Glückwünsche aus Oesterreich bekommen. Und ich kam auf den jüngsten Besuch der österreichisch-ungarischen Eskadre zu sprechen.

Der Fürst meinte: Der Besuch der österreichisch-ungarischen Eskadre, der nach dem der französischen Eskadre erfolgte, hat mir ganz besonderes Vergnügen bereitet. Es war ein Zeichen freundschaftlicher Aufmerksamkeit.

Man darf, meinte ich, annehmen, daß die Zwischenfälle, die sich als Folge der Annexion Bosniens für Oesterreich-Ungarn und Montenegro ergaben, der Bergessenheit angehören.

Der Fürst erwiderte: Das ist Vergangenheit, das ist Geschichte. Es ist vergebens, gegen das zu rechten, was die Geschichte gezeitigt hat.

Und wir sind, königliche Hoheit, im Begriffe, einen Handelsvertrag miteinander abzuschließen.

Der Fürst: Man hat in Wien eine dahingehende Vorlage ausgearbeitet. Wir erwarten sie hier und werden sie prüfen. Es wird gut sein, einen Handelsvertrag abzuschließen. Aber die Wichtigkeit, die er etwa vor fünf Jahren noch für uns gehabt hätte, hat er heute keineswegs mehr. Wir sind jetzt nicht mehr so eingeschlossen wie früher. Wir haben jetzt ein Débouché. Der Hafen von Antivari ist im Aufschwung und wir haben nun Zusammenhang genug mit der großen Welt. Nicht einmal die Donau-Adria-Bahn hätte, wenn sie zu stande kommt, so große Wichtigkeit für uns.

Der Fürst sprach dann von neuen Bahnen, die er bald in Angriff nehmen wolle. Und sollten es, meinte er, auch nur schmalspurige Bahnen sein, die wir bauen, sie müssen bald ins Werk gesetzt werden: eine, die uns der Herzegowina, und die andere, die uns Albanien näherbringt.

Ihre Regierung, Monseigneur, hat jüngst eine Anleihe in England aufgenommen. Wird sie auch zur Herstellung von Bahnbauten verwendet werden?

Der Fürst erwiderte: Sie soll Straßenbauten dienen, dem Bau öffentlicher Gebäude, darunter der Errichtung eines großen Regierungsgebäudes in Cetinje, dem Bau von Spitälern und der Einführung anderer hygienischer Institutionen.

Segen Eure königliche Hoheit eine Aera des Friedens auf dem Balkan voraus?

Ich glaube wohl, erwiderte der Fürst. Die Besuche des Königs Ferdinand wie des Königs Peter in Petersburg und Konstantinopel sind dem Frieden dienlich. Dasselbe kann man aber auch von der Wiederherstellung normaler Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland sagen, die ich mit besonderer Genugtuung begrüßt habe.

Und wie denken Eure königliche Hoheit über die Lage in der Türkei und wie steht Montenegro heute mit diesem seinem Nachbar?

Der Fürst: Man muß mit der Türkei Geduld haben. Wer sollte der konstitutionellen Entwicklung daselbst nicht alles Glück wünschen? Wer aber sollte hoffen, daß solche Veränderungen so ganz glatt vor sich gehen?

Dann kam der Fürst auf gewisse Vorkommnisse in Albanien zu sprechen, die in Montenegro unangenehm herühren. Da wäre, äußerte der Fürst, Kritik an dem Vorgehen der Türkei zu üben. Warum läßt sie die Albanesen so vermessenes Spiel treiben? Warum schickt sie in so unbedeutende Gegenden nicht besonders ausgezeichnete Truppen, die unter diesen turbulenten Elementen Disziplin zu halten verstehen? Warum entsendet sie gar

albanesische Truppen dahin, die mit den Albanesen fraternisieren?

Wir werden, fuhr der Fürst mit Nachdruck fort, gegen solches Treiben Protest einlegen müssen, und wird dieser unser Protest keine Wirkung haben, so werden wir an die europäischen Mächte appellieren müssen, damit sie uns in unserer gerechten Forderung unterstützen. Aber dies sind Vorkommnisse von mehr lokaler Bedeutung, die an der Weltlage und der Erhaltung des Friedens nichts ändern.

Eure königliche Hoheit erwarten wohl ein Jahr der Ruhe und des Friedens nach außen und nach innen für Ihr Land?

Gewiß! meinte der Fürst. Und wenn Sie, Monseigneur, in diesem Jahr nicht mehr nach Konstantinopel gehen, so kann es wohl im nächsten Jahr geschehen?

Der Fürst: Warum nicht? Ich war in früherer Zeit zweimal dort. Warum soll ich nicht ein drittes Mal nach Konstantinopel gehen können?

Wie denken Eure königliche Hoheit über die Balkan-Löscheration, von der jetzt so viel die Rede ist?

Der Fürst: Ich halte sie keineswegs für eine nicht zu vernachlässigende Sache, ich halte sie für gut. Was heute noch nicht ist, kann morgen werden. Wenn die anderen Balkanstaaten den Moment für gekommen erachten, so wird Montenegro mit Freuden sich dem Bunde anschließen.

Der Fürst kam dann auf die Bestrebungen Sir Max Baedters zu sprechen, den er unmittelbar vorher empfangen hatte. Der Fürst bemerkte: Sir Max Baedter hat mit sein Projekt einer Föderation Europas auf wirtschaftlicher Grundlage unterbreitet, gleichwie er es früher den Souveränen Europas und zuletzt dem Zaren persönlich vorgelegt hatte. Ich hege die größten Sympathien für seinen idealen Gedanken, kann ihn nur in dieser seiner humanitären Mission bestärken und wünsche und hoffe, daß seine Bestrebungen gute Früchte tragen.

Sie werden, Monseigneur, bemerken ich, bald den Tag feiern, an dem Sie vor fünfzig Jahren den Thron Ihrer Väter bestiegen haben. Darf ich mit einer freien Äußerung erlauben?

Der Fürst: Sprechen Sie in aller Freiheit.

Daß man wohl erwarten, daß Eure königliche Hoheit anlässlich dieser schönen Feiertage denjenigen die Freiheit wiedergeben werden, die aus politischen Gründen derselben beraubt worden sind? Es würde einen guten Eindruck wohl nicht nur bei Ihrem Volke, sondern auch im Ausland machen, wenn Eure königliche Hoheit eine allgemeine Amnestie geben wollten.

Der Fürst: Ich bedauere, es kann nur eine partielle, aber keine allgemeine Amnestie in Betracht kommen. Ich werde manche von den Eingekerkerten in Freiheit setzen. Gewissen Brauselschöpfen ist die Jugend zu Kopfe gestiegen. Ich rechne mit diesem Faktor und weiß, wo es gut tut, zu vergessen und zu vergehen.

Ich verließ den Fürsten mit dem Eindruck, daß insbesondere der unglückliche Radovich in wenigen Monaten den Kerker werde verlassen dürfen.

### Der staatliche Kommissär für Böhmen.

Wien, 1. April.

Als im Februar dieses Jahres der böhmische Landesausschuß, um die Wirkungen der ihm unbequemen Obstruktion der Deutschen ad absurdum zu führen, den Beschluß faßte, die Landesumlagen vorläufig nicht mehr einzuhoben und auch seine finanziellen Verpflichtungen gegen den Staat nicht zu erfüllen, da droht dem Lande

Böhmen eine Desorganisation der Verwaltung und dem Staate ein Entgang von mehr als 44 Millionen Kronen. Die Frage der Abhilfe auf außerordentlichem Wege wurde im Schoße der Regierung erwogen, und in analoger Anwendung der Einsetzung eines staatlichen Kommissärs bei einer nicht funktionierenden Gemeinde tauchte der Plan auf, die Verwaltung des Kronlandes Böhmen vorübergehend durch einen staatlichen Funktionär, einen Kommissär oder, wenn man ihn so nennen will, durch einen Sequester zu führen.

Dieser Plan wurde wieder fallengelassen, einmal, weil die Regierung sich ein Gutachten einholte, welches dahin lautete, dieser Vorgang sei in der Landesordnung für Böhmen nicht vorgesehen und daher unzulässig, dann aber auch, weil der Landesausschuß selbst sich bald eines anderen besann, seinen früheren Beschluß abänderte und mit der Einhebung der Umlagen wiederum Ernst machte. Die Sache ist also vorläufig gut abgelaufen, die Regierung braucht sich momentan mit dem heiklen Problem nicht zu plagen, und so ist man einer großen prinzipiellen Frage wieder einmal jachzte aus dem Wege gegangen. Es fragt sich nur auf wie lange? Denn die Obstruktion ist in Oesterreich zu einer förmlichen Institution geworden, die einmal hier, einmal dort praktiziert wird, sei es im Reichsrate, sei es in einem Landtage, und ein Prophet, der ihr baldiges Ende weissagt, könnte von den Tatsachen noch öfters widerlegt werden. Fälle jener Art, wie sie sich im verflossenen Monat in Böhmen abspielten, können dort und anderswo immer wieder eintreten; wird man ihnen in Zukunft wehr- und hilflos gegenüberstehen?

Malen wir uns den Fall etwas näher aus. Eine Kronlandsverwaltung funktioniert nicht; sie erfüllt weder ihre Aufgaben gegen das eigene Land noch jene gegen den Staat; die Desorganisation ergreift die Landesanstalten und weiterhin die Bezirke und die Gemeinden; die ganze Maschine stockt, was wird geschehen?

Das Erste ist zweifellos ein allgemeines Lamento; man jammert und klagt; den Klagen folgen Anklagen; die jeweilige Majorität erhebt öffentliche Anklagen gegen die obstruierende Minorität; im vorliegenden Falle klagt die czechische Majorität die Deutschen Böhmens heftig an. Sind die Deutschen wirklich die Erfinder und ersten Urheber der Obstruktion? Wer eine Geschichte der Obstruktion in Oesterreich schreiben will, kann an der Tatsache nicht achtlos vorübergehen, daß der böhmische Landtag der erste war, der das Schauspiel einer Obstruktion, und zwar einer sehr heftigen bot, aber damals waren es nicht die Deutschen, sondern die Jungczechen; sie haben diese Form eingeführt. Also sind Anklagen, von czechischer Seite vorgebracht, nicht recht am Platze — es wären denn Selbstanklagen, daß sie Mittel gebrauchten, die sich nun gegen sie selbst lehren.

Uebrigens nützen hier weder Lamentationen noch Anklagen noch Reue; der vernünftige Staatsmann jammert nicht, er denkt und handelt; deshalb muß man eine Gefahr, die immer wieder kommen kann, vorher ins Auge fassen, und zwar sowohl vom politischen wie vom rechtlichen Standpunkte.

Als die Obstruktion den Reichsrat lahmlegte, da sagten die Kronlandsautonomisten, jetzt geht der Schwerpunkt des Staates von der Zentrale auf die Kronländer über, und da wäre es die rein politische Konsequenz, daß, wenn ein Kronland auf gleiche Weise lahmgelegt wird, nun der Schwerpunkt der Zentrale zufällt. Hier aber tritt, vom rein politischen Standpunkte betrachtet, noch ein ganz besonderes Moment hinzu. Unmöglich kann der Staat ein einzelnes seiner Glieder in Desorganisation verfallen lassen, weder finanziell noch in Bezug auf dessen Verwaltung. Als die Finanznot der Länder eine gewisse Höhe erreicht hatte, erhob sich naturgemäß der Ruf nach Staatshilfe, und sollte es irgendwo in einem Lande zu einem finanziellen Bankrot kommen, so ist es zweifellos, daß der Staat eingreifen wird; es muß es aus Gründen der Selbsterhaltung tun, obwohl in keiner Landesordnung die Zahlungsunfähigkeit vorgesehen ist. Nicht anders ist es im Falle eines Verwaltungsvanterotus eines Kronlandes; der Gesamtkörper kann dem Absterben eines seiner Glieder nicht hilflos zuschauen und sich darauf berufen, für diesen Fall existiere kein Abhilfeparagraf. Gewiß, so weit es möglich ist, haben die Länder sich selbst zu helfen; dafür haben sie ihre Autonomie — aber auch die Möglichkeit muß ins Auge gefaßt werden, daß diese einmal aus was immer für einer Ursache versagt. Oesterreich würde ausbleiben ein Staat zu sein, wenn es in solcher Not eines seiner Teile im Stiche ließe. Und damit kommen wir auf die juristischen Bedenken zu sprechen, welche das von der Regierung eingeholte Gutachten hervorgehoben hat. Es ist ganz richtig — der Fall ist nicht vorgegeben; gibt es darum keine Lösung? Der Zivilrichter steht sehr oft vor ähnlichen Fragen; verwickelte Lebensverhältnisse liegen vor, welche kein aus älterer Zeit stammendes bürgerliches Gesetz auch nur vorgeahnt hat. Darf er deshalb die rechtlich suchenden Parteien stehen lassen, und achselzuckend mit den Worten hinausgehen: Non liquet — der Fall ist nicht zu entscheiden? Nein, er muß entscheiden. Viel schärfer noch ist die Pflicht zu handeln für den Staatslenker; auch der Ministerpräsident darf in solcher Lage nicht achselzuckend sein Bureau verlassen und sagen: Ich tue nichts, denn der Fall ist nicht vorgegeben. Zum Glück für ihn steht die Sache gar nicht so, daß wenn die Paragraphen versagen, deshalb das Recht selbst versagen würde. Er kann handeln und braucht dennoch den Rechtsboden nicht zu verlassen.

Zwei große Rechtstheorien stehen sich im Staatsrechte gegenüber. Die eine, vertreten durch Laband, behauptet, das Staatsrechtssystem jedes Staates sei eine in sich geschlossene Einheit, die keine Lücken kennt; das System des Staatsrechtes bestehe aus einer Hierarchie von Rechtsätzen, die, wenn die positiven Gesetzesbestimmungen fehlen, durch die Theorie ergänzt werden müssen. Die andere Auffassung, neuesten vertreten von Gaischel (Weidelberg), gibt zu, daß, da schon das Privatrecht keine

seiner Reiterhände. Und sonderbar ist es mir, allmählich auf dem Papier unter diesen Fausthieben meine Frau entstehen zu sehen, meine und doch zugleich eine mir fremde Frau, mit der mich nun ein fremder Mann, erst bekannt macht. Um es ganz zu sagen: für mein Gefühl ist's schließlich meine Frau, doch irgendwie geheimnisvoll verwandelt; oder meine Frau in irgend einer Rolle, die nun erst irgend ein bisher verborgenes Fach ihres Wesens aufgeschlagen hätte; oder vielleicht eine ihr sehr ähnliche schönere Tochter, die in England geboren und mit dieser feinen, süßrigen, englischen Luft verschleiert wäre.

Dies ungefähr sage ich ihm. Er ist schon aufgestanden und will fort. Zwei Stunden sind vergangen; draußen liegt auf der Themse der schwere Qualm der Londoner Nacht, in den vom anderen Ufer her die roten, weißen, gelben Flammen der züngelnden Reklamen freischen. Er reicht ihr, sich empfehlend, die Hand und sie geht mit ihm noch bis zur Türe, unter seinen sie grimmig abschauenden Blicken. Da, schon an der Türe, herzsicht er sie plötzlich an: er glaubt sie zu bitten, daß sie noch einmal halten soll, aber es ist ein rauher, besserer Befehl. Und er puckt sich, reißt noch ein Blatt heraus und stürzt sich darauf, Strich um Strich hinwühlend. Kein Wort sagt er mehr, ganz still ist's. Und die beiden stehen, und Haß steht zwischen ihnen. Sie gleicht einem aufgeschreckten Tier, das sich dem Verfolger stellt. Er weiß wohl gar nicht, wie er zwischen den Zähnen stöhnt und durch die Nase faucht. Er ist jetzt eine prachtvolle Bestie. Fünf Minuten lang. Dann wachst er auf und reißt ihr das Blatt. Nachend sehr vergnügt. Und wieder ganz der Hofmaler der englischen Eleganz. Aber auf diesem Blatt ist sie nicht mehr ihre englische Tochter.

Ein paar Tage später suchten wir ihn auf. Er hat zwei Ateliers. Eines für die Welt, in dem er der Sozialer des Reichthums ist. Und ein verborgenes, weit draußen, zur Arbeit. Dieses in der guten Malergegend von Chelsea; hier irgendwo hat Rosetti gekauft, und Whistler auch, der grüne Battersea-Park ist nah. Dem ganzen Quartier aber steht irgendwie geheimnisvoll angeschrieben: Arbeit und Natur. Es hat große demokratische Bläse, denen eine gewisse Ländlichkeit beigemischt ist. Ich weiß nicht, warum mir, während wir endlos fahren, auf einmal Strophen von Walt Whitman einfallen; der Rhythmus der Straßen muß es sein, der mich daran er-

innert: hier hat das Leben denselben starken Atem und auch solchen Geruch von Schweiß, trächtiger Kraft und Erbenschwere, von geduldigen Mähen und verdienten Freuden, von Ernst im Glück mit stiller Ahnung weiter Flächen. Und nun gehen wir in einem weitläufigen Gebäude durch einen langen Gang, und ich bin neugierig, wie sich da die schlanken, blassen Damen, die er malt, ausnehmen mögen, in dieser breiten, strengen, großen Stimmung, von der hier die Lust erfüllt ist wie von Meeresnähe. Aber keine schlanken, blassen Damen sind da, keines von den Bildern ist da, an die der Name Sargent einen denken läßt. Es ist ein anderer Sargent, der hier haust, ein unbekannter Sargent. Nichts von Bibelots hier, nichts von jenen Ateliers, die darauf erpicht sind, malerisch zu sein. Eher einer Schmiede gleich's, und wie Kullan geht der schwere große Mensch mit stampfenden Latten darin herum. Hier schafft er sein Lebenswerk: ein Wand- und Deckengemälde für eine Bibliothek in Boston. Teile davon sind schon drüben, ich kann sie nur in Photographien sehen. Andere werden eben jetzt erst. Eine Faustliche Konzeption Scheini's, in ungeheuren Gefächten den religiösen Wandel der Menschheit zeigend, von den Urnittern her durch Ägyptisches und Subaesisches bis zur Entstehung des Christentums und wie dieses dann selbst gleich wieder hieratisch und mythologisch wird. Einen Corneliuszug hat es, im Wurf des Ganzen; und Punkt hätte seine Freude daran, besonders an der Intention, jedes menschliche Problem aus dem Philosophischen in ein malerisches Problem umzusetzen. Die Wut, mit der hier verlangt wird, daß nichts Begriff bleiben, alles Sinnlichkeit werden soll, die Majerei, mit der sich der Maler hier auf jeden Gedanken stürzt, bis in seinen Armen jeder Gedanke rot zu bluten anfängt, diese Eier der Farbe, die ganze Weltgeschichte zu verschlingen, ist prachtvoll.

Und mit seiner schwarzen Stimme sagt Sargent plötzlich durch den hallenden, hohen Raum: Ich werde sterben, bevor es fertig ist; das ist ein sehr angenehmes Gefühl bei der Arbeit.

Inzwischen stehen vor seinem anderen Atelier die Automobile der glühenden Amerikanerinnen in langer Reihe, den Hofmaler der Milliarden erwartend. S a n d w i c h B a y, Kent, im März 1910.